»*Ja also jetzt kommt auch noch die Presse. Das ist ein solcher Imageschaden. Ihr berichtet immer nur das Negative.*«

Im Gespräch mit Annette Ramelsberger[1]

Piotr Kocyba/Ulf Bohmann

Piotr Kocyba: Sie haben sehr viel Erfahrung in der Berichterstattung über rechtsextreme Gewalttaten. Welche Rolle haben die Medien im Umgang mit und dem Gedenken an ebensolche Taten?

Annette Ramelsberger: Ich finde, dass Medien hier eine sehr wichtige Rolle spielen. Gerade beim Erinnern, aber auch beim Aufarbeiten von rechten Straftaten. Ich kann mich noch erinnern, dass die 1990er hindurch nur die Rede von Einzelfällen war. Da ist mal hier und mal dort etwas passiert. Man hatte kein Bild der Gesamtlage vorliegen. Und dann Ende der 1990er begannen der Berliner *Tagesspiegel* und die *Frankfurter Rundschau* damit, alle diese Tötungsdelikte aus dem rechten Spektrum zusammenzuzählen, nachzuforschen. Und es entstand eine erschreckende Liste von Fällen, die man so noch nie gesehen hat. Das war damals ein Skandal. Die Behörden haben diese Liste zunächst infrage gestellt, gemeint, dass es nicht sein kann. Im Verlauf der Jahre hat sich die Recherche jedoch bestätigt. Viele dieser Tötungsdelikte, die zuvor noch als Auseinandersetzung unter Betrunkenen, Streit zwischen Jugendlichen oder fahrlässige Tötung abgetan wurden, fügten sich in eine lange Liste rechter Gewalttaten. Und die dadurch ausgelöste Dynamik hat tatsächlich beträchtliche Wirkung gezeigt. Selbst das Bundeskriminalamt hat in großem Umfang bestätigt,

1 Annette Ramelsberger arbeitet seit 1997 für die *Süddeutsche Zeitung* und hat als Gerichtsreporterin mit über 500 Beiträgen den NSU-Prozess begleitet. Für diese Arbeit hat sie gemeinsam mit ihren Kolleg*innen Rainer Stadler, Wiebke Ramm und Tanjev Schultz 2019 den renommierten *Henri-Nannen-Preis* erhalten.

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dass man viele Fälle rechter Tötungsdelikte übersehen hatte, dass man die politische Dimension dieser Taten nicht berücksichtigt hat. Das war einer der zentralen Startschüsse für die Aufarbeitung rechtsradikaler Gewalt in der Nachwendezeit. Den Kolleg*innen muss man das wirklich hoch anrechnen, dass sie sich die Mühe gemacht haben, all die Fälle rechter Gewalt zusammenzustellen.

Bis dahin galt eine Vorstellung in Anlehnung an die »Hufeisentheorie«, wonach linke und rechte Gewalt sich in etwa die Waage halten, so wie die zwei Enden eines Hufeisens. Das Gegenteil war aber der Fall. Die Recherche hat offengelegt, dass rechte Gewalttaten in höchstem Maße überwiegen. In den 1990ern, auch Anfang der 2000er Jahre waren viele noch geprägt von der *Rote-Armee-Fraktion* und ihren Gewalttaten. Das waren über 30, fast 40 Morde und weitere Mordanschläge. Und viele hatten diesen linken Terror vor Augen. Das war für sie Terrorismus. Gleichzeitig wurde das, was von den Rechtsradikalen ausging, heruntergespielt. Da wurde der ideologische Überbau übersehen, da gab es keine großen Bekennerschreiben, das wirkte auf viele, als ob rechte Gewalttaten einfach nur so begangen wurden. Und deswegen wurde es auch nicht ernst genommen. Erst als eine kontinuierliche Berichterstattung eingesetzt hat, auch eine Hintergrundberichterstattung, und erst als auch der große Rahmen dieser Taten mal gezeichnet worden ist, erst dann hat man verstanden, wie gefährlich rechtsradikaler Terror ist. Und das ist etwas, was man den Medien zurechnen muss, und manchmal muss man ihnen sogar dafür danken.

Piotr Kocyba: Haben Sie Erklärung dafür, wieso es in den 1990ern diesen Wandel gab, wieso Journalist*innen begannen, sich mit dem Thema tiefgründig zu beschäftigen, die Hintergründe aufzuarbeiten und das Bild zurechtzurücken?

Annette Ramelsberger: Das hatte möglicherweise auch mit einer nachwachsenden Journalist*innengeneration zu tun. Gerade das, was ich sagte, dass eben die älteren Journalist*innen, die damals in den 1990ern auf die Fünfzig zugingen, die waren geprägt vom linksradikalen Terrorismus der RAF, vom internationalen Terrorismus eines Ilich Ramírez Sánchez, der als »Carlos, der Schakal« Bekanntheit erlangte. Die jüngeren Journalist*innen, die 1990 oder 1995 mit 25 bis 30 Jahren nachfolgten, die waren ganz anders sozialisiert worden. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: 1980 habe ich in München mit der Journalistenschule angefangen. In meiner allerersten Woche wollten wir aufs Oktoberfest gehen. Das hat sich dann zerschlagen, aber es war genau jener Freitag, an dem die Oktoberfestbombe hochgegangen ist, gelegt von einem rechtsradikalen Studenten, der damals als Einzeltäter angesehen worden ist. Mittler-

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

weile weiß man, dass er eingebunden war in die *Wehrsportgruppe Hoffmann*, in ein dichtes Netz von gewaltbereiten Rechtsradikalen. Und ich kann mich erinnern, dass ich damals wie vom Donner gerührt war, dass so etwas möglich ist. 13 Tote, über 200 Verletzte. Und wie wurde damals mit dem Attentat umgegangen? Die Bombe explodierte abends, viertel nach zehn. Am nächsten Morgen wurde um acht über den Krater, den Bombenkrater asphaltiert und um elf kamen wieder die Massen und trampelten über den Tatort und begannen wieder in den Zelten zu singen und zu trinken. Ich glaube, das wäre heute nicht mehr möglich, dass man einfach weitermacht, ganz nach dem Motto »the show must go on«. Hier hat sich in den vergangenen Jahrzehnten wirklich etwas verändert.

Heute ist es unmöglich, dass nach einem Attentat etwa auf dem Breitscheidplatz in Berlin einfach der Weihnachtsmarkt weitergeht. Oder dass man in Magdeburg nach dem Anschlag auf dem Weihnachtsmarkt sagt: »Ja sorry, es sind ein paar Leute tot, aber die Geschäfte müssen weitergehen«. Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen. Heute kümmert sich ein*e Opferbeauftragte*r um die Menschen, die da zu Schaden gekommen sind. Damals, also gerade beim Oktoberfestattentat, wurde nicht nur drübergeteert, sondern da wurden auch die Opfer behandelt, als wenn sie Bittsteller*innen wären, als wenn sie Drückeberger*innen wären, als Simulant*innen. Ein kleiner Junge, der hatte seine zwei Geschwister vor seinen Augen verloren. Er selbst wurde schwer verletzt. Der musste beim Versorgungsamt um jeden orthopädischen Schuh kämpfen. Und den haben die Ärzt*innen dort wirklich als Simulant beschimpft. Der Mann ist bis heute gezeichnet. Und ich glaube, man kann sich heute nicht mehr vorstellen, dass mit Menschen so umgegangen wird. Die persönlichen Schicksale bleiben natürlich. Niemand kann schwere körperliche Verletzungen wiedergutmachen oder den Verlust engster Vertrauter kompensieren. Aber die Gesellschaft geht ganz anders damit um. Es ist zumindest in Teilen auch der Wirkung der Medien zu verdanken, dass die Schicksale der Betroffenen eben nicht als Kollateralschäden einfach so zur Seite geschoben, sondern dass die Opfer in den Mittelpunkt gerückt werden. Diese Entwicklung erachte ich als sehr wichtig.

Piotr Kocyba: Sie haben einen weiten Bogen gespannt, von dem linken Terrorismus der 1970er Jahre, über das Oktoberfestattentat von 1980. Es ging aber weiter. Die 1990er Jahre beginnen mit Ausschreitungen etwa in Hoyerswerda, den Brandanschlägen in Mölln und Solingen. In den Nullerjahren mordet dann der NSU und auch danach findet eine Reihe rechtsextremer Terrorakte statt.

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sie haben gerade den Wandel in Abgrenzung zu dem Oktoberfestattentat beschrieben. Gibt es auch wahrnehmbare Veränderungen im medialen Umgang mit rechten Gewalttaten in den vergangenen Jahren?

Annette Ramelsberger: Also wenn wir mal auf den NSU-Prozess blicken, wo sich ja im Laufe der Jahre einiges getan hat: Ich kann mich erinnern, als der NSU-Prozess vom *Oberlandesgericht München* vorbereitet worden ist, gab es ein Hintergrundgespräch zwischen Journalist*innen und dem Gerichtspräsidenten. Wir haben damals gefragt: »Bereiten Sie den Prozess besonders vor? Gehen Sie in den großen Saal? Und wie wollen Sie das alles mit der Akkreditierung machen?« Und dann sagte der Gerichtspräsident so selbstgewiss: »Das ist ja auch nur ein normaler Mordprozess.« Und ich weiß noch, dass ich gesagt habe: »Ich glaube nicht, dass das ein normaler Mordprozess ist, der wird internationale Aufmerksamkeit hervorrufen. Da werden Menschen aus allen Täterstädten, da werden die Menschen von allen Tatorten kommen, zahlreiche Medien.« »Ach meinen Sie?« Und das hat sich ja dann auch herausgestellt, dass der Saal anfangs zu klein war, dass die Akkreditierung am Anfang nicht funktioniert hat, weil türkische Medien einfach mal vergessen wurden. Ich glaube, im NSU-Prozess wurde sehr viel gelernt, auch wie man es nicht macht. Und was für mich als auch für die Opfer sehr wichtig war: Durch den NSU-Prozess wurde klar, dass die Medien meist nur auf die Täter*innen schauen. Weil die ja so interessant sind. Weil das doch so spannend ist, ob Frau Zschäpe jetzt nur aus Liebe in den Untergrund ging oder vielleicht doch eine ganz eigene terroristische Agenda hatte, wie das Verhältnis dieser drei Täter*innen war et cetera.

Aber dass es da Opfer gibt, die ihres Lebens nicht mehr froh werden, dass ganze Familien kriminalisiert worden sind, dass Familien zerstört wurden, weil die Polizei ihnen eingeredet hat, dass sie die Hintergründe der Tat, dass sie doch den Täter kennen müssen. Also diese über Jahre dauernde Kriminalisierung, das ist für mich als Journalistin unendlich wichtig, dass man darauf den Blick richtet und nicht die Täter*innen in den Mittelpunkt stellt. Natürlich geht es in einem Prozess auch um die Täter*innen, um deren Schuld oder Unschuld. Aber die Opfer dürfen nicht vergessen werden. Über viele, viele Jahrzehnte hinweg waren Opfer doch nur Zeug*innen, Opferzeug*innen nannte man die. Also Beweismittel. Und genauso wurden sie auch behandelt. Die kamen rein, sagten aus und wurden wieder verabschiedet. Wie es ihnen geht, was sie fühlen, was das mit ihnen gemacht hat, das wurde erst sehr viel später gefragt. Übrigens ist es auch strafverschärfend, wenn Opfer weiter leiden, wenn das Leid nie zu Ende geht. Auch deswegen ist die Opferperspek-

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tive so wichtig. Aber das wurde früher alles nicht in dem Ausmaß gesehen. Im NSU-Prozess hat sich das geändert. Die Opfer kamen über Monate, über Jahre, immer wieder als Zeug*innen vor Gericht zu Wort. Sie haben da auch eine wichtige Rolle eingenommen, sie hatten alle Nebenklagevertreter*innen, also Anwält*innen, die sie auch entsprechend vorbereiteten. Ich kann mich immer noch an eine Zeugin aus Köln erinnern, die von einer Bombe des NSU schwere Verletzungen im Gesicht davongetragen hat. Sie war damals ein junges Mädchen, stand kurz vor dem Abitur. Diese junge Frau hat lange im Koma gelegen. Später hat sie Medizin studiert, ist Oberärztin, Chirurgin. Sie kam ins Gericht als selbstbewusste, erfolgreiche Frau. Und sie sagte sinngemäß: »Nee, die wollten mich vertreiben, genau das werde ich nicht zulassen. Ich lasse mich nicht vertreiben. Ich bin hier.«

Ulf Bohmann: Wie ist das für Sie als erwiesene Expertin mit sehr viel Erfahrung in dem Bereich – mit welchen besonderen Herausforderungen oder auch ethischen Dilemmata sind Sie bei Ihrer Arbeit, etwa bei der Berichterstattung zum NSU-Prozess, konfrontiert?

Annette Ramelsberger: Diese Frage nach der ethischen Herausforderung ist überaus schwierig. Als Journalist*in muss man immer zwischen objektiver Berichterstattung und subjektiver Meinung trennen. Für letzteres ist der Kommentar vorgesehen. Zudem muss man zwischen Nähe und Distanz unterscheiden. Wir müssen dem Objekt unserer Berichterstattung sehr nahekommen, gleichzeitig dürfen wir uns nicht verbrüdern. Wir benötigen trotz der Nähe eine gewisse Distanz, um unsere Objektivität und den Blick fürs Ganze nicht zu verlieren. Ich sage immer: »Man muss cool bleiben, aber nicht kühl.« Es gilt, professionell und sachlich zu bleiben, ohne dabei die menschliche Perspektive zu verlieren. Unsere Aufgabe ist da eine andere als die der Aktivist*innen, die sich eindeutig an die Seite der Opfer, der Benachteiligten, der Menschen, für die sie kämpfen, stellen. Journalist*innen kämpfen nicht, wir beschreiben, wir übersetzen, wir bringen Sachverhalte den Leser*innen nahe. Dabei setzen wir darauf, dass diese so mündig sind, dass sie sich ihr eigenes Urteil bilden können. Es ist wirklich schwierig, dieses Mensch-Sein und Journalist*in-Sein nicht zu vermischen.

Ich kann mich an eine Szene erinnern als die Witwen der NSU-Opfer im Saal standen. Und die waren wirklich gezeichnet. Das waren Frauen, die über Jahrzehnte nicht um ihre Männer trauern konnten, weil ihnen eingeredet worden ist, dass die entweder spielsüchtig, sexsüchtig, Mitglieder der Mafia oder

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Drogenhändler waren. Einer Witwe wurde sogar von der Polizei gesagt, ihr Mann habe eine blonde Frau, eine Geliebte, mit der er zwei Kinder habe. Das stimmte nicht, war einfach nur erfunden. Auch wenn es illegal ist, so etwas zu behaupten, hat es die Polizei dennoch gemacht. Und diese Frau stand da und ihre Kinder auch, und die sahen dann, wie die Frauen der Angeklagten, die in der Endphase des Prozesses bei ihnen auf der Anklagebank sitzen durften, mit den Tätern nicht nur Händchen hielten, sondern sich auch küssten. Vor den Witwen der Opfer. Das fand ich unglaublich ungehörig und provokativ. Da musste ich mich sehr zusammenreißen, diesen geschmacklosen Vorgang nur zu beschreiben. Und dennoch, man benötigt, gerade wenn die Dinge sehr ernst und herausfordernd sind, nicht viele Worte, sondern man muss einfach nur aufschreiben, was sich abspielt. Jede Übertreibung schadet.

Dann gibt es noch eine weitere ethische Herausforderung. Es gibt juristische Vorschriften, exakt definierte Vorgehensweisen, die vor Gericht eingehalten werden müssen. Das ist für viele, die zum ersten Mal mit einem Gerichtsverfahren in Kontakt kommen, schwierig nachzuvollziehen. Auch für die Opferzeug*innen, vor allem wenn man sie nicht darauf vorbereitet hat. Ich kann mich an eine Frau erinnern, der hat der Richter, auch wenn nicht sehr zugewandt, so doch eine höfliche Frage gestellt. Und diese Zeugin sagte: »Fragen Sie doch diese Frau da. Da sitzt sie doch, die Mörderin.« Daraufhin hat der Richter erwidert: »Also das müssen wir jetzt erst einmal herausfinden, ob Mörderin oder nicht, und ich frage Sie jetzt nochmals und ich erwarte auch eine höfliche Antwort.« In dieser Situation sind zwei Welten aufeinandergeprallt. Die Welt der Emotionen und die Welt der Juristerei. Das muss man als Journalist*in auch beschreiben, aber man darf dabei nicht vorschnell urteilen. Der Richter ist kein Unmensch, vielmehr muss er sich an Regeln halten. Das muss man eben erklären. Und die Witwe, die da sitzt, ist auch nicht patzig, sondern sie ist überfordert von der Situation, weil sie von ihrem Anwalt nicht auf die Rolle vorbereitet wurde, welche sie als Zeugin einnimmt. Das zu erklären, das ist unsere Aufgabe.

Ich muss aber trotzdem sagen, ich habe am Schluss dieses Prozesses nicht nur eine große Reportage geschrieben. Ich habe dann auch einen Kommentar verfasst. Und in diesem Kommentar habe ich darauf hingewiesen, dass es kein gutes Zeichen ist, wenn am Ende eines fünfjährigen Prozesses gegen Rechtsradikale die Rechtsradikalen auf der Besuchertribüne Beifall klatschen. Geklatscht haben sie, weil einer der ihren zu einer sehr geringen Haftstrafe verurteilt worden ist. Frau Zschäpe ist zwar zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt worden, die anderen Mitangeklagten jedoch zu sehr viel we-

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

niger. Und gleichzeitig war es so, dass viele der Opferfamilien, die da im Raum waren, gewartet und gewartet haben, dass irgendwann in diesem dreistündigen Urteil mal ein Wort an sie gerichtet wird, dass so etwas kommt wie: »Es tut uns leid, was Ihnen widerfahren ist. Es tut uns leid, wie mit Ihnen umgegangen wurde. Wir wünschen Ihnen, dass dieser Prozess Ihnen geholfen hat, über diese schrecklichen Dinge hinwegzukommen.« Solche Worte blieben jedoch aus. Der Richter hat das Urteil verkündet und am Schluss hat er sogar noch erklärt, wie man Revision einlegen kann und dass man das bitte nicht per E-Mail, sondern schriftlich macht. Aber die Opfer waren ihm kein einziges Wort wert. Deshalb habe ich den Kommentar geschrieben, in dem ich darstellte, wieso ich das falsch finde.

Ulf Bohmann: Wir haben bislang über die Probleme in der staatlichen Aufarbeitung gesprochen. Welche besonders gravierenden Fehler wurden durch die Medien begangen?

Annette Ramelsberger: Im Kontext des NSU ist es natürlich das berühmte Wort »Dönermord«. Dieser Begriff ist die Chiffre für alles, was medial schiefgegangen ist. Und ich glaube noch nicht einmal, dass das böswillig war. Man hat einfach die Sicht auf den Fall übernommen, die man von den Ermittler*innen vermittelt bekommen hat, Ermittler*innen, zu denen man einen guten Draht hatte. Die Einstellung der Journalist*innen war: »Das sind doch ehrenhafte Leute, die Polizist*innen, die möchten Morde aufklären, das sind doch keine bösen Menschen. Und die haben jetzt diesen Verdacht, sie können ihn nicht festmachen, aber alles spricht dafür.« Im Nachhinein sieht man erst, wie man hier der eigenen Prägung erlegen ist. Denn natürlich gibt es mafiöse Strukturen, Rauschgifthandel und das verordnete Schweigen, was man aus dem Kontext der italienischen Mafia als *Omertà* kennt. Und vor diesem Hintergrund und der Richtung, in die die Ermittlungen geführt wurden, hat man versucht, in seiner journalistischen Tätigkeit die Fäden zusammenzuführen, damit das Ganze irgendwie einen Sinn ergibt. Und erst im Nachhinein versteht man dann, dass man selbst blind war, dass man seinen eigenen blinden Fleck hatte.

Dazu erzähle ich Ihnen eine kurze Geschichte: Ich war für die *Süddeutsche Zeitung* in der Zeit der damals noch ungeklärten *Ceska*-Mordserie[2] als Extremismus- und Terrorismusexpertin in Berlin. Ich nahm regelmäßig an Hinter-

2 Zur Erklärung: Der NSU ermordete in den Jahren 2000 bis 2006 insgesamt neun türkisch- bzw. griechischstämmige Männer. Für diese bis zur sogenannten Selbstenttar-

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

grundgesprächen beim BND, beim Verfassungsschutz, im Innenministerium et cetera teil. Damals habe ich gefragt: »Gibt es so etwas wie eine braune RAF?« Die Antwort darauf lautete standardmäßig: »Nee, die gibt's nicht. Die sind viel zu dumm, die haben keinen Anführer. Und wenn, dann wüssten wir das, weil wir so viele Leute unter ihnen führen, das würden wir erfahren.« Das war genau in den Jahren 2000 bis 2006, als die Morde verübt wurden. Ich habe damals zwar die richtige Frage gestellt, aber ich konnte mir das selbst nicht wirklich vorstellen. Jetzt ist das anders. Jetzt kann ich mir alles vorstellen. Vor dem Bekanntwerden der Taten des NSU kann man von einer Art kollektiver Ausblendung dessen sprechen, von dem man ausgegangen ist, dass es das einfach nicht gab, dass es das nicht geben durfte und deswegen auch nicht geben konnte. Seit der Selbstenttarnung des NSU weiß man: Alles, was man sich vorstellen kann, gibt es auch.

Und man hat es seitdem auch immer wieder vor Augen geführt bekommen: Das erste große Entsetzen erlebten wir beim NSU. Das zweite große Entsetzen über rechte Anschläge erlebten wir bei Walter Lübcke in Hessen, dem Regierungspräsidenten in Kassel, der auf seiner Terrasse erschossen wurde. Damals war der Schrecken auch deswegen so groß, weil es jetzt plötzlich nicht mehr um Migrant*innen ging, sondern auch gegen einen konservativen, dort geborenen, freundlichen Regierungspräsidenten, der keiner Fliege was zu Leide getan hat, sondern nur Geflüchtete gut unterbringen wollte. Das war das zweite große Erschrecken. Und das dritte große Entsetzen war beim sogenannten Geheimtreffen zu beobachten. »Remigration«, Hinterzimmer, Potsdam, AfD-Politiker*innen – kurzum alles das, was *Correctiv* Anfang 2024 öffentlich gemacht hat.

Und plötzlich gingen Hunderttausende auf die Straßen. Beim NSU waren es noch ein paar Tausend, bei Lübcke waren es schon ein wenig mehr und dann waren es Hunderttausende, weil man plötzlich realisiert hat, dass alle vom Rechtsextremismus betroffen sein können. Es sind nicht mehr die Migrant*innen, es sind nicht allein die Politiker*innen, sondern alle, die nicht in das Weltbild von Rechtsterrorist*innen passen. Jede*r kann potenziell von denen bedroht sein, die sich für »Herrenmenschen« halten. In dieser Abfolge zeigt sich für mich deutlich ein Lerneffekt, auch wenn das Erschrecken immer in Wellen kommt und zwischendurch wieder abebbt. Mir hat es große Zuversicht vermittelt, dass es nun wirklich so viele waren, die aufgestanden sind und

---

nung des NSU unaufgeklärten Taten wurde deshalb häufig unter Bezugnahme auf die Tatwaffe der Begriff »Ceska-Mordserie« verwendet.

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gesagt haben: »Das wollen wir nicht.« Was ich allerdings immer noch nicht verstehe, ist, woher vor diesem Hintergrund die Wahlerfolge für eine in Teilen rechtsextremistische Partei herkommen.

Ulf Bohmann: Sie haben eingangs deutlich gemacht, wie wichtig die Identifizierung und Benennung rechter Gewalttaten als genau solche ist. Manchmal ist das auch relativ eindeutig, wenn es so wie im Falle des NSU eine unmissverständliche Selbstverortung der Täter*innen gibt. Es gibt aber auch weniger eindeutige Fälle. Was macht aus Ihrer Sicht aus einer Gewalttat eine »rechte« Gewalttat?

Annette Ramelsberger: Wilhelm Heitmeyer, Professor an der Universität Bielefeld, hat den Begriff der »gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit« geprägt und damit viel erklärt. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Es gab hier in München den fürchterlichen Anschlag auf das Olympia-Einkaufszentrum, wo ein iranischstämmiger junger Mann neun migrantisch aussehende, vor allem junge Menschen erschossen hat. Diese Tat wurde die ersten zwei Jahre als Amoklauf eines Mobbingopfers klassifiziert. Erst allmählich wurde bekannt, dass dieses Mobbingopfer aus einer iranischstämmigen Familie sich als »arischen Herrenmenschen« betrachtete, dass der Täter sich über die anderen erhob. Aus diesem Gefühl, das ist mir auch im NSU-Prozess aufgefallen, kann eine harte Abwertung anderer, vor allem politischer Gegner*innen folgen. Und: Eine menschenverachtende Abwertung anderer, das ist etwas, was stark mit rechtsradikalen Taten korrespondiert. Obwohl ich auch nochmal kurz auf die RAF verweisen muss. Hier wurden die Opfer auch entmenschlicht. Das waren dann »Bullenschweine« und alle, die zum System gehörten, waren »Kapitalistenschweine«, die den Tod verdient haben. Wenn man Menschen zu Tieren macht, sinkt die Hemmschwelle.

Der politische Kontext wird aber nicht immer ganz eindeutig gesehen. Es ist häufig zu beobachten, dass erst immer von »dummen Jungenstreichen« gesprochen wird, die halt dann aus dem Ruder gelaufen sind, dass die Täter*innen das doch gar nicht so meinten. Ich glaube, hier ist man sehr viel sensibler geworden. So etwas habe ich vor Jahren auch einmal erlebt. In Halle vor dem Landgericht sind drei Rechtsradikale angeklagt gewesen, die eine syrische Flüchtlingsfamilie am helllichten Tag von hinten überfallen und so schwer verletzt haben, dass ein Familienmitglied mehrere Tage im künstlichen Koma liegen musste. Und da hieß es dann, der Haupttäter hätte eine super Sozialprognose, er hätte ja einen gefestigten Freundeskreis. Das hat die Jugendsozialhil-

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fe tatsächlich mit großer Eindeutigkeit gesagt: guter Freundeskreis, gefestigt. Gemeint waren natürlich alle seine rechtsradikalen Freunde auf dem Dorf. Also, wenn das heute passieren würde, ich glaube, dann merken auch Richter*innen auf. Damals war es schwierig. Da passiert etwas, aber eben nicht an jedem Gericht, nicht an jeder Staatsanwaltschaft.

Hier haben die Medien natürlich auch eine Aufgabe. Gerade bei dieser Eislebener Familie hat es zehn Monate lang keine Anklage und sehr nachlässige Ermittlungen gegeben. Kurz vor Weihnachten habe ich dann bei der Staatsanwaltschaft angerufen und es hieß: »Ja nee, nicht absehbar die Anklage.« Und dann rufe ich nach Silvester wieder an und erhalte die Antwort: »Die Anklage liegt längst vor.« Am 29. Dezember haben sie sie noch schnell rausgehauen. Aufmerksamkeit kann manchmal viel bewirken. Es ist gut, wenn Journalist*innen mit einer gewissen Ernsthaftigkeit und Nachhaltigkeit dranbleiben.

Piotr Kocyba: Sie haben bislang verschiedene bundesweit erscheinende Medien angesprochen, also *Correctiv*, den *Tagesspiegel*, die *Frankfurter Rundschau*, Sie selbst arbeiten für die *Süddeutsche Zeitung*. Rechte Gewalttaten werden gleichzeitig an ganz konkreten Orten verübt, häufig auch jenseits der Großstädte. Wie schätzen Sie die Rolle des Lokaljournalismus bei der Aufarbeitung, Begleitung und dem Gedenken an rechtsextreme Straftaten ein?

Annette Ramelsberger: Die kann man gar nicht hoch genug bewerten. Der Lokaljournalismus sieht ganz genau, was vor Ort, auch jenseits der Großstädte, passiert. Ich kann mich erinnern, in Zwickau wurden für die Opfer des NSU Bäume gepflanzt und Bänke aufgestellt. Ein unschuldigeres Gedenken kann man sich kaum vorstellen. Wachsende Bäume und Bänke, auf denen man sich ausruhen kann. Die Bäume wurden abgesägt und die Bänke zerstört. Das ist keine Geschichte, die nur ein Bild auf der hinteren Seite des lokalen Teils wert ist. Für mich ist es ein Aufmacher. Da muss eine Lokalzeitung mit engagiertem Journalismus dranbleiben. Man muss nachfragen, wie das Sicherheitskonzept war und was diese Form der Gewalt eigentlich bedeutet. Früher hieß es mal: Wer Bücher verbrennt, verbrennt auch Menschen. Ich kann nur sagen, wer Bäume absägt, einfach nur so, der macht das möglicherweise auch mit Menschen. Hier muss man also wirklich dranbleiben und Aufklärungsarbeit leisten.

In Großstädten gab es bereits einen Wandel. In Dortmund etwa hat der Mordanschlag des NSU eine breite Szene zusammengeschweißt, die wirklich gegen Rechtsradikalismus einsteht und die rechte Szene im Auge behält. Auch in München steht nach langer, langer Zeit nicht mehr nur der schöne Schein

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

des glänzenden Münchens im Vordergrund. Jetzt kümmert sich sogar der CSU-Justizminister darum, dass endlich Erinnerungsarbeit geleistet wird. In Nürnberg hat das eine lange Tradition, Gedenkarbeit gehört hier wirklich zur Stadtgesellschaft. Das würde ich mir auch von kleineren Städten wünschen. Ich habe es selbst erlebt, egal, ob ich im Bayerischen Wald, in Oberbayern oder eben auch in Brandenburg war. Hier heißt es immer erst: »Ja also jetzt kommt auch noch die Presse. Das ist ein solcher Imageschaden. Ihr berichtet immer nur das Negative.« Ja, wir berichten schon auch von schönen Gartenschauen, aber wenn es nebenan dann einen Übergriff auf eine Flüchtlingsfamilie gibt, dann berichten wir auch darüber. Dies ist kein typisch west- oder ostdeutsches Phänomen. Das ist ein Unterschied zwischen Stadt und Land. Stadtgesellschaften finden eher zusammen und stehen gemeinsam gegen die Rechte ein, während man auf dem Land lieber alles zudecken und wegschieben möchte. Davor kann ich nur warnen, denn wenn man alles ausblendet und so tut, als wenn nichts geschehen wäre, als wenn es nicht so schlimm wäre, dann ist das so, als ob man eine verschmutzte Wunde hätte, über die man einfach nur einen Verband klebt. Dann dichtet er zwar schön ab, aber darunter schwelt die Wunde. Genauso ist es in der Gesellschaft. Wenn man da nicht ran geht, und zwar wirklich mit kühlem Verstand und klarem Aufklärungswillen, auch wenn es weh tut, weil man im gleichen Nest sitzt und schnell als »Nestbeschmutzer« beschimpft wird, dann wird es nur schlimmer, weil sich dann die Gemeinschaft infiziert. Damit wird so etwas erst ermöglicht, gehört dann irgendwie mit dazu. Und das wäre das Furchtbarste.

Und noch ein Satz zu dieser wichtigen Arbeit im lokalen Kontext: Ich habe ganz großen Respekt vor Lokaljournalist*innen. Wenn wir etwas schreiben, dann bekommen wir mal einen Leserbrief oder ein*e Bürgermeister*in ruft an, aber die Lokaljournalist*innen gehen am Abend in die gleichen Kneipen, wie die Leute, über die sie schreiben. Die sind im gleichen Fußballverein, wie die Leute, über die sie schreiben. Die spüren oft gesellschaftliche Ausgrenzung oder Schlimmeres. Ein Kollege von der *Sächsischen Zeitung*, der zu den *Pegida*-Demonstrationen gearbeitet hat, hat mal zu mir gesagt: »Ich gehe da nur noch mit meinem Fahrradhelm und zwei Lederjacken hin, denn sie schlagen mich jedes Mal.« Und dieser Mann ging trotzdem jedes Mal hin und hat seine Arbeit getan. Vor solchen Leuten habe ich größtmöglichen Respekt. Und deswegen kann ich die Lokalkolleg*innen nur unterstützen: Macht weiter und bleibt tapfer!

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ulf Bohmann: Liebe Frau Ramelsberger, haben Sie vielen Dank für Ihre Zeit und das sehr aufschlussreiche Interview, wie auch für den finalen Solidaritätsappell für den journalistischen Bereich.

https://doi.org/10.14361/9783839472385-008 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY